

URS PAUL ENGELER

Ewiger Kritiker: Verteidigungsminister Schmid übe auf die Justiz Druck aus, damit sie gegen ihn vorgehe, behauptet Weltwoche-Journalist Urs Paul Engeler. Der Grund: seine VBS-kritischen Artikel. Seit 23 Jahren berichtet er aus dem Bundeshaus; Freunde hat er sich dabei wenige gemacht, Feinde umso mehr. Gegenüber "persönlich" berichtet Engeler aus dem Inneren der Macht, über den Richtungsstreit bei der Weltwoche und die Tatsache, dass ihn Bundesrat Couchepin unaufgefordert duzt.

Interview: **Matthias Ackeret** Fotos: **Marc Wetli**

Wie viele Tage arbeiten Sie noch?

"1253, den heutigen inbegriffen."

Notieren Sie sich dies wirklich?

"Das ist auch keine Kunst. Ich zähle jeden Tag bis zur Frühpensionierung zurück. Zielgrösse ist Ende April 2011. Am 1. Mai schicke ich mich, privat finanziert, selbst in Pension. Sollte es die Weltwoche noch so lange geben, handelt es sich um 250 Nummern, an denen ich noch mitarbeiten werde."

Sie zweifeln daran, dass es die Weltwoche noch so lange geben wird?

"Ich hoffe und gehe davon aus, dass die Weltwoche überleben wird."

Steigt Ihre Befindlichkeit, wenn Sie an die Pensionierung denken?

"Meine Pensionierung ist noch so weit weg, dass dies keinen Einfluss auf meine Stimmung hat, sodass meine Laune weiterhin stationär schlecht bleibt."

Ist diese schlechte Laune ein Teil Ihres Images?

"Überhaupt nicht. Höchstwahrscheinlich ist sie charakterlich bedingt."

Trotzdem schreiben Sie in jeder Weltwoche-Ausgabe einen längeren Artikel. Wie können Sie sich dann überhaupt selbst motivieren?

"Ich habe den Auftrag, jede Woche einen Artikel zu schreiben, was ich auch ausführe. Meine Artikel entstehen nicht aus einer inneren Motivation heraus, sondern aus Pflichtgefühl."

Auftrag? Das tönt sehr stark nach Christoph Blocher.

"Nicht unbedingt. Ich habe keine Mission, sondern einen Arbeitsvertrag. Der Legende nach habe ich eine Zeit lang meine Aufträge direkt aus Zürich erhalten. Dahinter steckt auch ein Kern Wahrheit. Als Fredy Gsteiger noch Chefredaktor war und sich die Zeitung durch starke Hierarchien auszeichnete, teilte man mir jeweils telefonisch mit, was ich zu tun hätte. Doch ein solcher Machtapparat von Chefredaktor über Chefredaktion, Redaktionsleitung bis hin zum Ressortleiter entsprach nicht meinem Naturell."

Das heisst, dass Sie auch Themen gegen Ihren Willen bearbeiten mussten?

"Das ist vorgekommen. Doch dies waren keine besonders spektakulären oder brisanten Geschichten. So habe ich beispielsweise über die Maulkorbinitiative schreiben müssen, obwohl ich dies nicht als besonders wichtig erachtete. Diese Bevormundung fand in einer Zeit statt, in welcher man bei der Weltwoche sein Augenmerk primär auf die Themenwahl der anderen Zeitungen richtete und dabei immer das Gefühl hatte, etwas zu verpassen. Bei politischen Themen musste dann der Bundeshausmann in Bern als letzter in der Reihe daran glauben."

Das heisst auch, dass Sie sich verkrümmen mussten?

"Nein, eigentlich nicht. Andere Artikel, wie einer über Adolf Ogis Rolle bei der Sion-2006-Niederlage, wurden gar nicht abgedruckt, weil sie für die Redaktion zu radikal waren."

Adolf Ogi war einer Ihrer Lieblingsfeinde ...

"Nein, überhaupt nicht. Rein menschlich finde ich Adolf Ogi sogar sehr nett, nur als Bundesrat hatte ich

meine Bedenken. Meine Kritik richtete sich primär gar nicht gegen Adolf Ogi, sondern gegen seine politischen Ansichten und Entscheide. Sowohl die Verkehrspolitik wie auch das Militär – für beide Bereiche war Ogi zuständig – gehörten zu meinen Steckenpferden. Ich habe Ogi nicht wegen seiner Person, sondern in der Sache angegriffen.“

Kam es zu einer Aussprache zwischen Adolf Ogi und Ihnen?

“Ja, nach meinem ersten Weltwoche-Artikel über Adolf Ogi kam es zu einer Aussprache. Dies war genau ein Jahr nach seiner Wahl. Der Titel, der nicht von mir stammte, lautete: ‘Keiner schlägt den Schaum so schön wie er’. Adolf Ogi war völlig schockiert und hat die Kritik nicht verstanden. Seiner Auffassung nach, die er mir einreden wollte, sollten die Medien vor allem als Verbreiter seiner Botschaften agieren: ‘Ich muss meine Ideen doch dem Volk nahe bringen!’ Mein Standpunkt ist völlig entgegengesetzt, für mich steht die kritische Betrachtung, die Kontrolle der Regierung im Vordergrund. Obwohl wir uns nicht einigen konnten, lief die ganze Diskussion sehr anständig ab.“

Sie arbeiten seit 1983 als Bundeshauskorrespondent in Bern. Die meisten Journalisten werden während einer solch langen Zeit viel humaner, weil sie den Betrieb und die Akteure besser kennen lernen. Dies war bei Ihnen nicht der Fall.

“Nein, bei mir trat der umgekehrte Effekt ein. Ich wurde im Verlauf der Jahre gegenüber dem ganzen Betrieb immer kritischer.“

Gab es ein Schlüsselerlebnis?

“Ja, es handelt sich um die Affäre um die sowjetische Nachrichtenagentur Nowosti. Dies war 1983, ganz am Anfang meiner Tätigkeit, als ich von meinem damaligen Arbeitgeber, der Berner Zeitung, ins Bundeshaus abkommandiert wurde. An einem Freitagabend kam das Communiqué, dass man die Agentur auf Weisung des Bundesrates schliesse, den Leiter Alexander Dumow ausweise und die beiden Schweizer Mitarbeiter, die beiden PdA-Leute Schwander und Spillmann, entlasse. Ich tätigte am späteren Freitagabend noch drei, vier Anrufe, bis ich bemerkte, dass dieses Communiqué aus dem Bundeshaus höchstens einen Teil der Wahrheit wiedergab und die Sachlage doch weniger eindeutig war, als uns die Verantwortlichen weismachen wollten. In meinem Artikel setzte ich dann einige Fragezeichen hinter den bundesrätlichen Entscheid. Nächstentags stellte ich fest, dass ich als einziger Journalist das ganze Communiqué nicht eins zu eins abdruckt hatte. Sogar der Tages-Anzeiger, der gegenüber der Bundesanwaltschaft sehr kritisch eingestellt war, hatte die ganze Angelegenheit nicht weiter hinterfragt. Als mich dann Politiker und Kollegen fragten, ob ich eigentlich verrückt geworden sei, mich mit der

Bundesanwaltschaft anzulegen, bemerkte ich erstmals, dass ich in ein Wespennest gestochen hatte.“

Was war die Erkenntnis aus diesem Fall?

“Ich realisierte, dass dieses Communiqué absichtlich am Freitagabend versandt worden war, sodass niemand mehr reagieren konnte. Es wurde mir auch klar, dass offizielle Communiqués nur einen Teil der Wahrheit darstellen, also politisch motiviert sind. Und ich stellte fest, dass der damalige Justizminister Rudolf Friedrich im Verlaufe der Affäre das Volk schamlos anlog. Im Bundeshaus regiert keineswegs die höhere Vernunft, sondern normale Kleininteressen wie anderswo auch. Seither ist es das Leitmotiv meiner journalistischen Tätigkeit, hinter jede politische Handlung ein Fragezeichen zu setzen. Ich schreibe die Artikel nicht nach einem politischen Koordinatensystem. Gefühle wie Hass und Feindschaft sind mir fremd. Ich übe einfach meinen Job aus.“

Sie haben 1983 zwei PdA-Leute verteidigt. Dies würden Sie heute nicht mehr tun ...

“Doch, doch. Ich habe erst kürzlich den geplanten Ausbau der politischen Polizei scharf kritisiert. Diese Vorschläge wurden später vom Departement Blocher auch wieder zurückgezogen. Ich bin in keiner Partei, verstehe mich vielmehr als fröhlichen Nichtwähler, da ich auch nicht wüsste, welche Namen ich auf die Liste schreiben müsste, ohne mich schuldig zu machen. Ich gehe aber regelmässig zu Abstimmungen.“

Sie beschönigen, Sie gelten wirklich als rechts ...

“Ich muss dieses Klischee relativieren. Es gehörte in den Achtziger- und den Neunzigerjahren zum Auftrag eines liberalen Journalisten, den repressiven Apparat des Staates wie die Bundesanwaltschaft, das Militär oder die Polizei zu attackieren. 1991 wurde ich im SP-Wahlparteiprogramm von Peter Bodenmann sehr prominent zitiert, galt als Linker. Als ich ein Jahr später in der Weltwoche auf einer Doppelseite die erste Neat-Konzeption von Adolf Ogi scharf kritisierte, stellte der Sonntags-Blick sogar die Frage, ob ich von den Grünen bezahlt werde. In den Neunzigerjahren hat sich der Fokus in die Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik verschoben. Verfolgt man diese urliberale Haltung heute konsequent, so kommt sogleich der Verdacht, man sei ein ganz Rechter.“

Wenn Sie jemanden wie die Adolf Ogi, Samuel Schmid oder Hansruedi Merz kritisieren, dann tun Sie dies mit einer Vehemenz, die in der Schweiz ungewöhnlich ist.

“Die Vorstellung, wonach ich diese Feindbilder bewusst pflege, ist falsch. Ich nehme sie auch nicht alle drei Monate aus dem Schrank hervor, um sie zu kritisieren. Über Herrn Merz habe ich seit Monaten nichts Negatives mehr geschrieben.“

Aber er kam in Ihren Artikeln niemals besonders gut weg. Dies dürfte ihn am meisten überrascht haben ...

“Das ist möglich, zumal er sich als Ständerat einmal als Fan von mir geoutet hat. Jetzt hat er die Weltwoche abbestellt. Bereits sein Vorgänger Kaspar Villiger hat – eigenen Aussagen zufolge – die Weltwoche immer in den Papierkorb geworfen. Aber hier geht es um Finanzpolitik. Ich bin von Bundesrat Merz sehr enttäuscht, weil er seine Auffassungen um 179 Grad gekehrt hat. Weiter habe ich ihm gewisse Führungsschwächen vorgeworfen, andererseits habe ich ihn beim Rücktritt von Personalchef Hablützel auch gelobt. Dies gibt es also auch. So habe ich auch gegenüber Preisüberwacher Rudolf Strahm eine wohlwollende Haltung eingenommen, was diesen sicher überrascht hat, weil ich mich immer über die Institution Preisüberwacher kritisch bis negativ geäußert habe. Strahm trägt aber mit seinem Amtsverständnis sehr viel zur Liberalisierung bei. Dies hat die andere Seite irritiert.”

Aber haben Sie sich auch schon geirrt?

“In den grossen Sachen nicht. Ich habe zum Beispiel bereits 1987 geschrieben, dass die Bahn 2000 unfinanzierbar ist. Die NZZ hat mich damals als Geisteskranken tituliert, weil ich Neigezüge gefordert habe. Heute sind diese eingeführt. Von den vier Neubaustrecken werden ganze anderthalb erstellt. Bereits beim ersten Neat-Konzept habe ich nachgewiesen, dass gelogen wurde. Auch beim zweiten Versuch habe ich, immer begründet, meine Bedenken angemeldet. Heute wissen wir, dass wir pro Jahr 500 bis 600 Millionen Franken Defizit zahlen werden.”

Sie gelten als sehr kritikfreudig. Mit einer Ausnahme:

Christoph Blocher, den Sie immer wieder schonen.

“Dieser Eindruck täuscht vielleicht. Ich habe Blocher früher sehr hart kritisiert. Zum Beispiel habe ich beim EWR oder beim neuen Eherecht eine andere Auffassung vertreten.”

Dies liegt aber viel länger zurück.

“Die Dämonisierung Blochers setzte anfangs der Neunzigerjahre ein. Vorher galt er als rechter Spinner, der das Eherecht bekämpfte. Mit dem EWR wurde er zum Gegenpol der offiziellen Politik. Von daher ergaben sich gewisse Übereinstimmungen bei der Beurteilung des Staates und seiner Wirkung. Ich war beispielsweise nie ein Fan der SVP-Ausländerpolitik und habe ihr auch immer Widersprüchlichkeiten nachgewiesen. Ich habe Blocher nach seiner Wahl in den Bundesrat vorgeworfen, dass er sein Programm gar nicht durchziehen könne, weil ich grosse Schwachstellen, etwa in der Agrarpolitik, dargestellt habe. Ich habe ihn auch kritisiert, weil er wegen der islamistischen Anschläge den Polizeistaat wieder aufrüsten will.”

Aber einer solchen Fundamentalkritik, wie Sie sie bei den Bundesräten Schmid oder Merz betreiben, ist er nicht ausgesetzt.

“Nein oder vielleicht: noch nicht. Blocher vertritt viele Ansichten, die ich für richtig halte. So versucht er, den Staat zu redimensionieren. Sollte er aber jenes Überwachungsprogramm vorschlagen, das der oberste Staatsschützer, Urs von Daeniken, will, wird es eine ernsthafte Kritik absetzen. Ich beobachte die Angelegenheit sehr genau. Tendiert das Konzept in Richtung Polizeistaat, habe ich mit Blocher ein Problem.”

Glauben Sie, dass solche Kritik überhaupt etwas bewirkt?

“Die Wirkung der Presse wird überschätzt. Es gibt Untersuchungen, die aufzeigen, dass die Zeitungsläser ihre Meinung – von einzelnen Artikeln oder Sendungen zu Einzelfragen abgesehen – aufgrund dieser Lektüre nicht ändern. Hingegen ist die Innenwirkung nicht zu unterschätzen. So habe ich schon erlebt, dass Politiker aufgrund eines negativen Artikels ein Projekt sofort verändert oder zurückgezogen haben. In diesen Fällen hat die Presse die Funktion eines Versuchsballons.”

Welches Medium hat die stärkste Wirkung?

“Neben dem Fernsehen – noch immer der Blick. Denn in den Augen der Politiker widerspiegelt er – erstaunlicherweise – immer noch die Volksmeinung.”

Wer lange in Bern ist, wird ein Teil des Systems. Mit wie vielen Bundesräten sind Sie per Du?

“Mit keinem. Lediglich Bundesrat Couchepin duzt mich in der Regel und begrüsst mich mit einem herzhaften ‘Salut’, obwohl wir nie Duzis gemacht haben. Auch mit praktisch allen Nationalräten und Chefbeamten bin ich per Sie, ausser mit einigen, die ich von früher her kenne, und mit ganz wenigen, mit denen ein Du an einem Anlass situationell leider unvermeidbar war.”

Das Bundeshaus wurde in den letzten Jahren mit PR-Beratern aufgestockt. Bestand niemals das Bestreben, Sie unter die Fittiche zu nehmen?

“Nein, ich glaube, mittlerweile hat das politische Bern resigniert und zählt die Tage bis zu meiner Pensionierung. Das verbindet uns. Früher gab es noch empörte Anrufe, doch dies ist jetzt vorbei. Für viele gelte ich als unerziehbarer Betriebsunfall, den man noch einige Jahre ertragen muss. Die Aussprache mit Adolf Ogi war auch der krasseste Fall, bei dem man mich umzustimmen versuchte. Mittlerweile dürfte im Bundeshaus jeder wissen, dass die Distanz und weniger die Umarmung zu meinem Markenzeichen gehört.”

Wer ist dann der nachtragendste Politiker?

“Es gehört zum Wesen der Politiker, ständig auf ihre Aussenwirkung bedacht zu sein und den Schein zu pflegen. Der Allerempfindlichste ist sicherlich Moritz

Leuenberger. Die Lektüre von Artikeln, in denen sein Name oder sein Bild auftaucht, soll zu seinen Hauptbeschäftigungen gehören. Aber auch Herr Blocher ist keineswegs frei von Eitelkeiten und reagiert – ob positiv oder negativ – sofort auf einen Artikel. Finanzminister Merz ist im neuen Amt sehr sensibel geworden, keineswegs aber vergleichbar mit Bundesrat Leuenberger. Alle Mitglieder der Landesregierung haben Stäbe, die jede Notiz in den Medien registrieren und zu einem internen Thema machen.“

Hat sich dann das Verhältnis zwischen Medien und Politik in den letzten 20 Jahren wesentlich geändert?

“Beide Seiten – also Politik und Verwaltung – wie auch die Medien haben in den letzten Jahren stark aufgerüstet. Als ich in Bern angefangen habe, gab es 60 bis 70 Bundeshausjournalisten. Das war eine überschaubare Gruppe, die niemandem auf die Füsse treten wollte. Als ich 1985 eine Meldung publizierte, die einer Sperrfrist unterworfen wurde, musste ich beim Vorstand der Vereinigung der Bundeshausjournalisten (VBJ) anfragen und mich für dieses Delikt verantworten. Obwohl ich von der Sperrfrist nichts mitbekommen hatte, also unschuldig war, wurde ich mit einer mittelschweren Rüge bestraft! Die Vereinigung der Bundeshausjournalisten stand auch in enger Korrespondenz mit den Informationsdiensten der einzelnen Departemente. Gemeinsam hat man abgesprochen, was, wann und wo publiziert werde, damit es keine Überlastung gibt und so ein ständiger mittlerer Informationsfluss herrscht. So hat der Bundesrat beim Anfallen vieler grosser Geschäfte jeweils eines auf den Mittwoch, das andere auf den Donnerstag und das dritte auf den Freitag verlegt. Damals schien diese Kartellisierung und Monopolisierung der Information fast allen normal.“

Wann änderte sich dies?

“Nach und nach hielten sich nicht mehr alle an diesen Kanon. Anfang der Neunzigerjahre wurde Politik zu einem Produkt, welches man in den Medien auch verkaufen konnte. Die Redaktionen in Zürich schickten zwei, drei, vier Journalisten nach Bern, auch das Schweizer Fernsehen rüstete mit ‘10 vor 10’ und ‘Arena’ auf. Durch diesen verstärkten Konkurrenzdruck wurden die Journalisten zur unkontrollierbaren Masse.

Dies führte zur Aufrüstung der Gegenseite. Ein kleines Beispiel: 1983 arbeiteten in der Informationsabteilung des Finanzdepartements zweieinhalb Leute, heute sind es etwa zwölf. Mittlerweile gibt es im ganzen Bundeshaus beinahe 300 Vollzeitstellen für PR-Leute. Berücksichtigt man die 30- und 50-Prozent-Stellen, so sind derzeit über 750 Bundesbeamte mit der Beeinflussung der Öffentlichkeit beschäftigt.“

Wurde die Arbeit für die Journalisten dadurch einfacher?

“Nein, früher musste man als Journalist eher nach Themen suchen, heute wird man von einer solchen Informationslawine mitgerissen, dass man sich nur mit grosser Routine und Mühe zurechtfinden kann. Aus einem Rinnsal mit gelegentlichem Hochwasser ist ein permanent reissender Strom geworden. Durch diese Informationsschwemme ist die natürliche Distanz zwischen Medien, Politik und Verwaltung kleiner geworden. Obwohl heute mehr über das Bundeshaus und dessen Personal geschrieben wird als früher, sind die Berichte keineswegs überraschender und unabhängiger geworden.“

Woran liegt das?

“Die Themenführerschaft liegt heute eindeutig bei der Verwaltung. Selbst Politiker und Medien sind dagegen machtlos. Die Verwaltung hat nicht nur personell aufgerüstet, sondern auch konzeptionell. Es wird nicht mehr (passiv) informiert, sondern (proaktiv) ‘kommuniziert’ und schamlos von oben lobbyiert. Es werden, unter Beizug von Wissenschaftlern, Büros und Beratern, breite und langfristig angelegte Kampagnen gefahren.“

Themenwechsel: Sie prägten die Weltwoche vor allem während der Weltwoche-Zeit mit Roger Köppel. Fühlen Sie sich heute ein bisschen einsam?

“Einsam ist etwas übertrieben. Ich behaupte aber, ohne Roger Köppel gäbe es heute keine Weltwoche mehr. Köppel hat einem absterbenden Wald wieder Luft, Kraft und Leben eingehaucht. Durch seinen Abgang ist aber nicht alles zerstört worden. Einsam fühlte ich mich zu den Zeiten von Fredy Gsteiger, was meinen damaligen Wechsel zur Sonntagszeitung bewirkte.“

Wie war es bei der Sonntagszeitung?

“Ich habe mich bei der Sonntagszeitung sehr wohl gefühlt, nicht zuletzt, weil die Zeitung über eine Themen- und Wertungsfreiheit verfügt, die in der Schweiz heute sehr selten ist. Wenn Köppel damals nicht ein Positiv-Mobbing durchgeführt hätte, wäre ich bei der Sonntagszeitung geblieben. Köppel hat mich von morgens früh bis abends spät mit Telefonanrufen attackiert, bis ich schwach wurde und ihm zusagte.“

Wie haben Sie die Köppel-Nachfolge unter Simon Heusser erlebt?

“Dies war unter mehreren Vorzeichen eine unglückliche Geschichte, in welcher – ohne auf Details einzugehen – mehrere Faktoren mitgespielt haben. In dieser Zeit wurde intern auch verstärkt Unzufriedenheit über die politische Stossrichtung meiner Artikel geäussert. Die Nicht-Köppelianer haben nach dessen Abgang wieder Aufwind verspürt und haben den Kopf sogleich aus dem Sand gezogen. Viel Energie floss nicht mehr ins Produkt, sondern in Kleinkriege.“

Die Weltwoche war vor allem in ein Pro-SVP- und ein Anti-SVP-Lager aufgeteilt. Gibt es diese Gruppierungen immer noch?

“Die Wirklichkeit war und ist ein bisschen komplizierter. Man hat viele verschiedene Konflikte unter dieser simplen Formel gesehen. Es gab auch das Pro-Irak-Krieg- und das Anti-Bush-Lager. Weitere Auseinandersetzungen entzündeten sich an sozial- und wirtschaftspolitischen Fragen. Dies führte zu unschönen Stellvertreterkriegen, von denen ich im fernen Bern zum Glück eher wenig mitbekommen habe.”

Dann hat der neue Weltwoche-Chef Jürg Wildberger gar keine rechte Chance.

“Dies habe ich nicht gesagt. Zuerst muss er sich einarbeiten.”

Die Weltwoche macht momentan politisch nur wenig Schlagzeilen. Stört Sie das?

“Sehr. Sie sollte wieder mehr, eigentlich jede Woche, ganz frech aus der Reihe tanzen.”

Sie haben den Ruf einer Primadonna. Hat Sie eine Führungsposition nie ernsthaft gereizt?

“Obwohl ich verschiedentlich zu Sondierungsgesprächen eingeladen war, bin ich für diese Funktion absolut ungeeignet. Bei Facts war ich zwei Jahre Leiter der Bundeshausredaktion, bei späteren Anfragen habe ich sogleich abgewinkt. Eine Führungsposition liegt mir überhaupt nicht; die Kontrolle von Spesenblättern wäre ein absoluter Gräuel. Zum anderen müsste ich auch personelle Entscheidungen treffen, die mir wochenlang auf dem Magen lägen.”

Aber in Ihrem ursprünglichen Beruf Kantonsschullehrer mussten Sie auch solche Selektionen treffen.

“Ja. Ich habe aber furchtbar gelitten, als ein Schüler nach zwei Jahren wegen einer schlechten Note, die ich erteilt hatte, die Schule verlassen musste. Solche Fälle sind mir heute noch namentlich bekannt. Ich habe als Aushilfslehrer mein Studium finanziert. Meine erste volle Stelle hatte ich an der Kantonsschule Schaffhausen. Da ich neben diesem Pensum meine Dissertation nicht fertig stellen konnte, kündigte ich nach vier Jahren und schaute mich neu um. Der Tag der Entscheidung war der 23.12.1979, als ich mich innert Stunden zwischen drei konkreten Angeboten entscheiden musste: Deutschlehrer an der Schweizerschule in Barcelona, Deutsch- und Staatskundelehrer am Technikum Winterthur oder Regionalredaktor beim Landboten Winterthur. Dies, obwohl mich der Chefredaktor lange Zeit als zu links und zu unabhängig für dieses Blatt einschätzte. Da ich nicht unbedingt der Lehrertyp bin, dessen einzige Freude darin besteht, einer Klasse nach der anderen sein Wissen weiterzugeben, habe ich mich für den Journalismus entschieden. Die anderen Stationen vor

der Weltwoche, zu der ich 1987 stiess, waren die Basler und die Berner Zeitung.”

Was war Ihr beruflicher Höhepunkt?

“Der spektakulärste Artikel war die Enthüllung der Geheimarmee P-26 und – ein wenig später – die des Sondergeheimdienstes P-27. Nach der Aufdeckung von P-26 galt dieser als enthüllungssicher.”

Haben Sie Informanten?

“Nein, ich habe keine geheime Quelle. Ich habe auch keinen Kreis von Informanten, die ich regelmässig anzapfe. Ich werte vielmehr öffentliche oder halböffentliche Quellen aus.”

Wie gehen Sie bei Ihren Recherchen vor, beispielsweise bei der Enthüllung von P-26?

“Wie ein mittelmässiger Kriminalbeamter mit Gesprächen und Analysen. Bei der Enthüllung der Geheimarmee P-26 habe ich zuerst alle PUK-Mitglieder intensiv und mehrmals befragt. Dabei stellte ich fest, dass lediglich PUK-Präsident Carlo Schmid und dessen Stellvertreter die wahre Identität des P-26-Chefs kannten. Für alle anderen hiess er nur Rico. Interessant waren dabei die Reaktionen der links-grünen PUK-Mitglieder. Diese befürchteten bei einer Enthüllung Ricos, dass die ganze Legende vom drohenden Staatsstreich in sich zusammenbrechen würde, weil Rico ein Biedermann sei und keineswegs dem Klischee des Bösewichts entsprach. SP-Ständerätin Esther Bühler befürchtete sogar, dass sich Rico nach dessen Enttarnung das Leben nehmen könnte. Nach unzähligen Gesprächen mit den PUK-Mitgliedern hatte ich die Fakten: dass es sich bei Rico um einen 60-jährigen ‘unsichtbaren’ Obersten handelte, der kein normales militärisches Kommando ausübte, der das Aussehen von Michail Gorbatschow hatte, im Raume Basel tätig war und früher im Kader einer Versicherung gearbeitet haben musste.

Die zweite Phase bestand aus Reflexion und Kombination. Um seine Einnahmen problemlos in Sold und Waffen umzusetzen, benötigte Rico wohl eine Tarnfirma, die als Geldwäscherei funktionierte. Im einzigen nicht ganz legalen Teil der Recherche verschaffte mir jemand Informationen aus der Geheimliste der Offiziere der Schweizer Armee. Er lieferte mir die Namen aller reinen Stabsobersten der Region Fricktal bis Basel. Die sechs infrage kommenden Namen habe ich dann mit den Einträgen des Ragionenbuchs abgeglichen. Als Einziger blieb Generalstabsoberst Efreim Cattelan übrig, der in Basel die Personalvermittlungsfirma Consec AG betrieb. Als ich dort anrief, hängte er, ohne ein Wort zu sagen, sofort auf. Dieses sonderbare Verhalten war für mich der Beweis, den Chef von P-26 entdeckt zu haben. Nicht aber für den damaligen Chefredaktor Rudolf Bächtold. Er ver-

langte eine eindeutige Bestätigung. Dazu rief ich wieder alle PUK-Leute an. Als ich zum dritten Mal Carlo Schmid mit dem Namen Cattelan behelligte, meinte er nur: 'Sie kommen mir wie ein Ingenieur vor, der erst von der Konstruktion seiner Brücke überzeugt ist, nachdem der erste Zug darüber gefahren ist.' Obwohl man dies als Bestätigung verstehen konnte, weigerte sich Bächtold die Geschichte abzdrukken, weil er sich der Sache immer noch nicht sicher war. Der Lucky Point kam kurze Zeit später, als mein Kollege Ladner kurz vor Mitternacht den ehemaligen Una-Chef, Divisionär Richard Ochsner, anrief und ihm von der Enthüllung Cattelans erzählte. Dieser reagierte erstaunt: 'Jo, was? Gratuliere!' Diese Geschichte zeigt, dass es für solche Enthüllungen keine dunklen V-Männer auf der Bundeshaus-terrasse braucht, sondern lediglich detektivisches Gespür."

Wie viele Gerichtsverfahren hatten Sie?

"Ich wurde während meiner Facts-Zeit drei, vier Mal von der Bundesanwaltschaft einvernommen. Dies ist ein grauenhaftes Gefühl. Frau Del Ponte, die ehemalige Bundesanwältin, wollte vor allem meine Quellen herausfinden. In dieser Zeit wurde auch mein Telefon abgehört. Zuerst lachte ich darüber. Als ich aber die beiden dicken Bundesordner gesehen hatte, in welcher all meine Telefongespräche auf Hunderten von Seiten abgetippt waren, verschlug es mir die Sprache. So hiess es beispielsweise: 'Engeler erkundigt sich bei Dr. X., wann der Bericht Y fertig sei. X. antwortet, er wisse es nicht, man arbeite daran. Engeler fragt, wer genau in der Arbeitsgruppe sitze. X. sagt, das dürfe er nicht sagen.' Und so fort. Verschiedene Leute behaupten, dass ich noch heute abgehört werde."

Und private Informationen?

"Private Sachen wurden im Protokoll keine aufgeführt, lediglich die Feststellung, ob ich mit jemandem per Du oder per Sie sei. Einmal hiess es: 'Schluss des Gesprächs unerheblich, die beiden diskutieren über den Match GC gegen YB.' Anschliessend habe ich mit der Tamedia AG Klage erhoben und vor dem Bundesgericht auch Recht bekommen: Del Pontes Aktion war illegal. Obwohl das Urteil in der Öffentlichkeit keine hohen Wellen geschlagen hat, ist es bemerkenswert. So dürfen die Behörden bei Indiskretionen nicht mehr auf die Presse zurückgreifen. Wegen P-26 und P-27 hat mich ein anonymes Komitee wegen diplomatischen Landesverrats angeklagt, was nach Strafgesetzbuch mit Gefängnis oder Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft würde. Der zuständige Obergericht hat die ganze Sache stillschweigend unter den Tisch gewischt. Damals war ich froh darüber, heute würde es mich hingegen interessieren, wie die Justiz die ganze Enthüllung bewerten würde. Bei der Aufdeckung des Berner Bunkers habe

ich vor einem Jahr zur Hälfte Recht bekommen."

Glauben Sie, dass man bei dieser Enthüllung ein Exempel gegen Sie statuieren wollte?

"Ja, Verteidigungsminister Schmid hat auf die Justiz Druck ausgeübt hat, damit man gegen mich vorgehe. Dies, obwohl die Militärjustiz wusste, dass sie dabei auf sehr dünnem Eis geht."

Das tönt nach Verschwörungstheorie ...

"Überhaupt nicht. Ich weiss aus sicherer Quelle, dass gegen einen anderen Journalisten niemals in diesem Umfang ermittelt worden wäre. Deswegen habe ich vor Gericht ausgeführt, dass es sich beim ganzen Verfahren um einen reinen Racheakt seitens des VBS handelt. So hat die Luzerner Zeitung bereits im Jahr 2000 über einen geheimen Regierungsbunker im Kernser Wald berichtet, ohne dass es dabei zu Konsequenzen gekommen wäre. Auch die Basler Zeitung hat ungestraft über zwei Geheimgänge des Bundesratsbunkers berichtet. Dasselbe geschah auch im Kanton Aargau, als der Standort des Regierungsbunkers enthüllt wurde, ohne dass jemand bestraft worden wäre."

Wie läuft ein Bundesanwaltschafts-Verfahren ab?

"Wenn man die vielen Sicherheitsschleusen ('Vereinzelungszellen') durchquert hat, wird man von einem finster dreinblickenden Mann in Empfang genommen, der einem abstruse Fragen stellt, die man schweigend zur Kenntnis nimmt. Anschliessend wird man unter Androhung von allerlei Unannehmlichkeiten und weiteren Belästigungen wieder entlassen. Zum Glück bin ich kein ängstlicher Mensch."